

März 2008  
Herausgeber: MUSEION  
Museum für moderne und  
zeitgenössische Kunst  
Bozen/Bolzano  
I.P.

Alexander Schellow

David Goldblatt

Maxi Obexer

Jalal Toufic

Vincent Labaume

Jean-Luc Moulène

Nasrin Tabatabaei & Babak Afrassiabi (Pages)

Sandra Boeschenstein

Fabrizio Gallanti

Gardar Eide Einarsson

Journal Ausgabe 04  
März 2008  
Herausgeber: MUSEION  
Museum für moderne und  
zeitgenössische Kunst  
Bozen/Bolzano

Journal erscheint online in deutscher,  
italienischer und englischer Sprache:  
www.museion.it

Ihre Meinung ist gefragt: Leserbrief  
senden Sie bitte an journal@museion.it  
Die Redaktion behält sich allerdings  
das Recht vor, Briefe und Beiträge zu  
veröffentlichen, zu bearbeiten, zu kürzen  
oder zu berichtigen.

**Beiträge von**  
Sandra Boeschstein  
Gardar Eide Einarsson  
Fabrizio Gallanti  
David Goldblatt  
Vincent Labcume  
Jean-Luc Moulène  
Maxi Obexer  
Nasrin Tabatabaei & Babak Afrassiabi  
(Pages)  
Alexander Schellow  
Jalal Toufic

**Übersetzungen**  
Wolfgang Astelbauer  
Nicola Behrmann  
Gaby Gappmayr  
Markus Klammer

**Direktion**  
Corinne Diserens

**Redaktion**  
Brigitte Unterhofer  
Silvia Rissbacher  
Petra Guidi

**Mitarbeit**  
Caterina Longo  
Simonetta Nardin

**Design**  
tomato - London

**Grafik**  
typeklang - Bozen

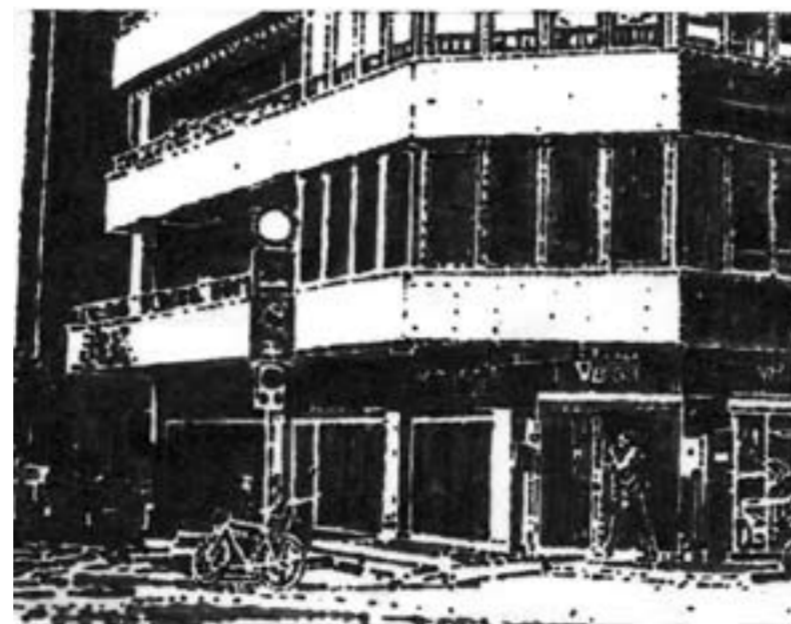
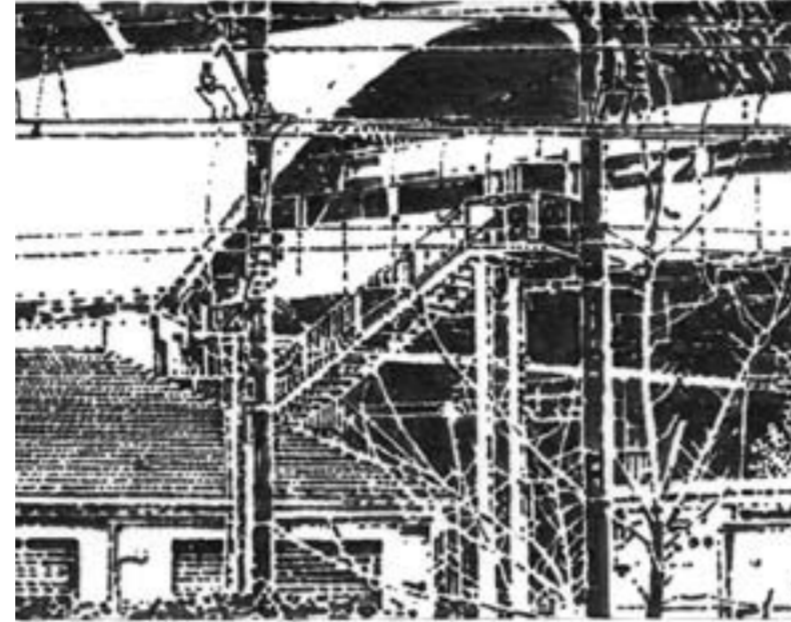
**Druck**  
Athesia Druck GmbH, Bozen

**Dolomiten**  
KUNSTDRUCKWERKSTÄTTE

© Museion, Autoren und Künstler

Die Verwendung von redaktionellen  
Inhalten, auch auszugsweise, ist  
nur mit ausdrücklicher schriftlicher  
Genehmigung durch den Herausgeber  
gestattet.

Letzte Seite:  
Gardar Eide Einarsson  
„Untitled (Anxious and Afraid)“, 2007  
Tintenstrahlruck auf Holz  
200 x 122 cm  
Edition: Unique  
Private collection  
Courtesy of STANDARD, Oslo



Das waren Nachbarn,  
sie kamen her.

Ich habe lange dort  
gewohnt, bis 1979  
ungefähr.

Nein, wir kannten sie  
wenig. Viele Kinder.

Hier.

Sie haben das Haus  
gebaut, eine Hütte.

Behielten die Wohnung.

Sie sind immer wieder  
geräumt worden.

Aber immer sind sie dort  
gewesen,

haben immer wieder  
gebaut.

(Interviewfragment;  
Bozen, Baristraße)

Ich freue mich einen Einblick in den  
Entstehungsprozess des Werkes von  
Alexander Schellow zu geben, so wie ihn  
mir der Künstler am Mittwoch, 27. Februar  
ermöglicht hat.

Corinne Diserens

Griqua-Gräber

[...] Die Griqua waren farbige Männer  
und Frauen. Zu ihren Vorfahren zählten  
frühe afrikanische Grenzbewohner, Reste  
von als Jäger, Sammler und Viehhirten  
lebenden Khoisan-Völkern, von den  
Weingütern und Weizenfarmen des  
südwestlichen Kaplands entkommene  
Sklaven, freie Schwarze der Kolonie, die  
für sich keinen entsprechenden Platz in  
dieser finden konnten, und Angehörige  
afrikanischer Völker, die durch Krieg  
von ihrem Volk getrennt worden waren  
oder sich selbst entschlossen hatten,  
eigene Wege zu gehen. Sie bildeten eine  
Gemeinschaft, die sich herauszufinden  
bemühte, welche Aufgabe es in Südafrika  
für sie zu erfüllen gab, oder, falls das  
nicht gelingen sollte, eine solche für sich  
schaffen wollte. Daran scheiterten die  
Griqua letzten Endes [...].  
(Robert John Ross, *Adam Kok's Griquas: A  
Study in the Development of Stratification  
in South Africa*, Cambridge 1976)

David Goldblatt  
*Philippolis, Free State, 27. August 1986*



Dieses Denkmal erinnert an das Lager, das hier der Griqua-Führer Adam Kok III. und sein Volk aufschlugen, nachdem sie die Siedlungen und die Hauptstadt Philippolis im heutigen Free State aufgegeben hatten. Die Griqua waren zwei Jahre lang durch die Maluti und Drakensberg Mountains gezogen und hatten den Ort im Jahr 1863 erreicht, wo sie ihre neue Hauptstadt Kokstad gründeten. Sie versuchten so den Übergriffen der Buren und den Annexionsabsichten der Briten zu entgehen. Griqualand East, ihre neue Heimat, wurde 1876 von Großbritannien annektiert.

David Goldblatt  
*Mount Currie, Kokstad, 4. Mai 2007*

## Maxi Obexer Berlin

# AUF DER BRÜCKE

Der Wind schlug den Passanten den Nieselregen ins Gesicht; waren sie von Pest nach Buda unterwegs, schlug er sie auf die rechte Gesichtshälfte, ging es von Buda nach Pest, war es die linke Seite, die geohrfeigt wurde.

Es war kein Tag, um auf einer Brücke innezuhalten, der graue Himmel wirkte, als ob er von nun an nie wieder etwas anderes als dunkel und düster sein würde. Die Touristen kniffen die Krägen ihrer Trenchcoats zusammen – schnell auf die andere Seite und ins nächste Kaffeehaus; die Einwohner zeigten dem Wetter die Stirn und gingen stoisch ihren Wegen nach. Für sie war es Alltag, ein Tag, den es zu durchleben galt; für die Touristen ein Tag, der zu genießen war, oder wenigstens ein Tag, der einzusammeln war für später, für eine Zeit, in der man wieder zu Hause war. Ich selbst stand dazwischen; in den nächsten drei Monaten werde ich hier wohnen und doch nicht behaupten können, hier zu leben; ich werde einen Alltag haben, wie die Einwohner auch, und dennoch Touristin bleiben, ich werde abwechselnd über die Elisabeth-, Ketten-, Freiheits-, Margaretenbrücke laufen, aus freien Stücken, nicht weil es der kürzeste Weg von der Arbeit zur Wohnung ist. Da sah ich sie. Sie lehnte am Geländer der Margaretenbrücke, mit hochgezogenen Schultern, eingebettetem Hals und einem Kopf, der nach unten, auf den Fluss gerichtet war. Sie fiel auf, war sie doch die einzige, die innehielt. Wenn auch gedrungen innehielt.

Von ihr aus konnte ich zum ersten Mal die Insel sehen, die Margareteninsel, die den Flusslauf teilt und wie eine Zungenspitze bis zur Brücke reicht. Auf der Insel soll ein Kloster gewesen sein, aus dem später dann und unter anderer Zwangsbesatzung ein Freudenhaus wurde – mit denselben Insassinnen. Die Insel war nahe und ich begann, schneller zu gehen. Das Kloster fand ich nicht, denn vorher noch brachte mich ein Springbrunnen ins Stauen. Der nämlich spie seine Wasserfontänen synchron zur Musik ungarischer Sinfonien und Märsche. Zeitgleich zu den dramatischen Stationen der Werke, den traurigen, melancholischen, heiteren, stürmischen und erlösten Momenten, schossen die

Fontänen in die Höhe, oder sie whirlten und rauschten in bedrohlicher Erwartung, peitschten sich auf zu bombastischem Furore, beruhigten sich wieder und legten sich, bis sie, vollkommen unbewegt aufs Neue unheimlich und bedrohlich waren.

Ähnlich wie die Ballerinas im Ballett waren die Fontänen aufgestellt, ähnlich hierarchisch auch: zwei Hauptdarsteller in der Mitte wurden von vier Nebendarstellern und diese wiederum von drei Reihen heiter sprudelnder Fontänchen umwhirlt. Richtig tragisch wurden die kleinen nie, dafür reichte der Wasserdruck nicht aus – richtig tragisch, also hoch spritzen, konnten ausschließlich die beiden Fontänen in der Mitte. Das Tragische blieb den Hehren, das Heitere den Herden vorbehalten. Dennoch gab es etwas, das auch die drei Reihen kleiner Fontänen unfreiwillig tragisch machte. Die armen kleinen Strahlen am Rande waren – im Gegensatz zu den großen, nicht in der Lage, die Situationen dynamisch vorzubereiten, sie konnten nur in der Situation selbst sein und sie darstellen. Sie konnten beunruhigend rauschen, oder aufgebracht schießen, doch wenn es einen dynamischen Wechsel von hochtragisch zu tiefversunken gab, war der nicht dynamisch, sondern abrupt, und so kam es häufig vor, dass ein aufgebrachter Batzen Wasser in die Luft schoss und auf eine schlagartig gewechselte, tief versunkene Ruhe des Adagios klatschte.

Da fiel sie mir wieder ein, und mit einem Mal wusste ich, dass sie sich umbringen wollte, und ich wunderte mich, warum ich so blöd sein konnte, dass es mir erst jetzt auffiel!

Als ich auf die Margaretenbrücke zurückkam, setzte sie gerade den Fuß aufs Geländer und stemmte sich hoch. Eine Sekunde lang war alles wie erstarrt, alles um sie herum schien mir stillzustehen, die Straßenbahn, obwohl sie fuhr, die Menschen, obwohl sie ihrer Wege gingen, starr und eingefroren die ganze Welt, obwohl sie sich weiter drehte, nur sie allein war in Aktion. Ich lief hin, im selben Moment auch andere, wir ergriffen ihren Arm und zertrten sie vom Geländer weg – es war nicht schwer, sie loszureißen. Eine Italienerin strich mit beiden Händen

über ihr tränenreiches Gesicht und nahm ihren nassen Kopf an ihre Brust. „Ma tu, che fai! What are you doing!“, sprach sie im italienischen English auf sie ein. „I am Giulia! Sono Giulia! Capisci?!“ Sie nahm sich das verweinte Gesicht vor „Giulia! Io sono Giulia! And you?! What is your name?!“ Das verweinte Gesicht blickte mit großen Augen zurück. Giulia schaute in die Runde, „Excuse me!“, „Are you Hungarian?“ „No, sono italiano.“ „And you? Are you Hungarian?“ „I’m sorry. I’m French.“ „Please, speak with her, she can’t understand me!“ „Sorry, I’m from Scotland.“ „You?“ „Sorry, sono Italiana anch’io.“ „Madonna! We’re all Italians! Nobody is from here!“ Wir suchten nach Einheimischen, doch die hatten zu tun und eilten weiter.

Giulia zog ihren Pass und hielt in ihr vors Gesicht. „Giulia! Io sono Giulia!“ Sie tippte ihr mit dem Zeigefinger gegen die Brust. „And you! Who are you?!“ Das Gesicht der Tränenreichen hellte sich ein wenig auf. Sie trug eine dicke Hornbrille, ein leichter Flaum machte sich auf ihrer Oberlippe bemerkbar, Akne verteilte sich unruhig auf ihrem Gesicht und hell rot glänzten ihre Wangen. Sie trug einen alten roten Trainingsanzug, der vielleicht von der Caritas kam. Möglich, dass sie als leicht behinderter Mensch irgendwo in einer Sozialeinrichtung geführt wurde, oder bei den Eltern wohnte. Sie sah ausgehungert aus, mitsamt ihrem Übergewicht, ausgezehrt, wie jemand, der Liebe und Zuwendung nur bettelnd bekam – oder mit einer List?

„Tell me your name! Who are you?! What is your name?“ Giulia klopfte weiter abwechselnd auf ihren Reisepass und gegen die eigene Brust. Da! Endlich griff sie in ihre Hosentasche und entnahm ihr ein Kärtchen, vielleicht eine Monatskarte der U-Bahn. „Edith! Si chiama Edith!! Her name is Edith! Edita! Tu sei Edita! Che bel nome! What a nice name! Edith!“ Giulias Freude schien grenzenlos. Allen in der Runde, den Franzosen, Schotten, Deutschen, Italienern, zeigte Giulia die U-Bahnkarte von Edith. Die begann zu lachen. Sie lachte und strich sich die Tränen aus den Augen, dann hängte sie sich ganz beherzt bei Giulia ein und zusammen mit den anderen gingen sie von der Brücke.

# Denken oder nicht denken

Jalal Toufic

Istanbul
Türkei

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Gewidmet Riäd al-Turk

und Charlie Meadows aus dem Film Barton Fink von Joel und Ethan Coen

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

*nicht denken*, d.h. eine solche Haltung ganz und gar einnehmen, es sei denn, wir werden dazu gezwungen (daher auch die vielen Zen-Beispiele dieses erzwungenen nicht-„Denkens“). Ein Mönch sagte zu Joshua: „Ich bin eben erst in das Kloster gekommen. Bitte lehre mich.“ Joshua fragte: „Hast du deinen Reisbrei gegessen?“ Der Mönch erwiderte: „Ich habe gegessen.“ Joshua sagte: „Dann hättest du besser deine Schüssel gewaschen“ [aus dem *Mumonkan (Das torlose Tor)*]. (Der natürliche Zustand des Menschen ist weder zu denken noch in einer völlig bewusst eingenommenen Haltung nicht zu denken, sondern auf uneingestandene Weise nicht zu denken.)<sup>1)</sup> Al-Turk fährt fort: „Ich erinnere mich nicht an den zweiten Punkt – oh, doch: es ist die Zeit. Wenn du im Gefängnis bist, Cousin, scheint die Zeit lang und das ist ganz natürlich ... Im Gefängnis bist du wie in einem Stilleben, in einer Welt, in der du täglich nur eine oder zwei Bewegungen in deiner Zelle erlebst. Die eine Bewegung geschieht am Morgen: sie klopfen an deine Tür, öffnen sie, geben dir zu essen. Die zweite Bewegung: sie schaffen dich aus deiner Zelle zu den Toiletten und bringen dich dann wieder zurück [in die Zelle]. Dies ist, was morgens geschieht. Am Mittag gibt es die gleichen zwei Bewegungen und am Abend wieder die gleichen zwei Bewegungen. So sieht das Leben aus! Rechne einmal zusammen: zu den Toiletten gehen, das Essen nehmen und essen, den Teller waschen und zurück [in die Zelle] gehen. All dies dauert zehn Minuten ... plus zehn Minuten ... plus zehn Minuten. Das sind ungefähr dreißig Minuten. Das ist dein Leben. Nebenbei, was solltest du sonst tun? Dich niederlegen und tagträumen? Aus jedem Tagtraum erwächst eine Verbindung zu der äußeren Welt. Jeder Tagtraum führt dich zurück zu deiner Besessenheit damit und der Notwendigkeit dazu, heraus zu kommen ... Ich habe mir nie erlaubt zu tagträumen – so gut ich konnte, natürlich. Ich begann hier und da zu suchen ... Ich schaute in die Suppe und fand kleine Steinchen. Ich erinnerte die Schulzeit zurück, in der ich gerne zeichnete. Ich hatte das Glück ein zweites Laken zu besitzen ... Ich hatte es in einer anderen Einzelzelle gefunden. Ich breitete es oft aus und zeichnete mit den schwarzen Kieselsteinen aus der Suppe eine Naturszene darauf ...<sup>2)</sup> Ich hatte Tausende davon, ganze Säcke voll ... Wir bekamen mindestens vier Tage in der Woche Linsensuppe. Ein Tag reichte nicht aus, um dieses große Bild zu zeichnen ... Zur Mittagszeit habe ich stets gehofft, dass sie mir mein Essen nicht bringen würden, weil das bedeutete, dass ich alles ruinieren musste, um Platz für das Essen zu haben ... Ich musste danach alles wieder neu aufbauen.<sup>3)</sup> Es ist wie mit dem Mann und dem Fels – Sisyphus, oder?“ Die griechische Sagengestalt, die seiner Situation am nächsten kommt, ist eher noch Penelope. Ich war aufgeführt von Riäd al-Turks freiwillig eingennommener Haltung des Nicht-Denkens (dem Journalisten, der dieses Dokumentarvideo weiterhin in einer unbewussten Weise des Nicht-Denkens drehte, scheint dies allerdings weniger aufgerüttelt zu haben): Dieser deutliche, bewusste Versuch eines Mannes, nicht zu denken, ist bedenkenswert. Es gibt in Syrien so wenig Denken – trotz der Tatsache, dass die Situation bedenklich ist und zum Denken herausfordert (als Riäd al-Turk das Gefängnis verließ, fuhr er bedauerlicherweise wie die Mehrheit der Oppositionsführer mit dem Nicht-Denken fort, ohne eine Haltung dabei einzunehmen) oder zu einem gründlicheren, programmatischen, weniger okkulten Nicht-Denken. Ich, Jalal Toufic, ein Denker, fühle die größte Affinität zu Riäd al-Turks Nicht-Denken in Isolationshaft (wie auch zu meinen zeitgemäßen Mitstreitern unter vergangenen und zukünftigen Denkern). Mit seltenen Ausnahmen wissen die Libanesen im Besonderen und die Araber im Allgemeinen nicht einmal, wie man sich im Nicht-Denken üben könnte und wie man eine solche Tat auf eine großartige, unpassende Weise begehen könnte, sondern tun es auf eine nachlässige Weise und in der Illusion schwebend, dass sie denken. Gegen das generelle unvermeidliche Scheitern des Denkens in der arabischen Welt haben wir zwei beispielhafte Einstellungen: desjenigen, der denkt, und desjenigen, der freiwillig versucht und Strategien entwickelt, nicht zu denken. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich das tun könnte, worin die große Mehrheit sich ergeht: auf eine nachlässige Weise nicht zu denken; aber wenn ich eines Tages fühle, dass ich die Konzepte, die ich hier aufstelle, vollständig gestaltet und ausgearbeitet habe, so kann ich mir vorstellen, auf eine asketische Weise das zu versuchen, was der eingesperrte Riäd al-Turk in der Isolationshaft getan hat. Es gibt zwei grundsätzliche Probleme in Bezug auf das Denken, welches eine der größten Freuden und zugleich einen der größten Schrecken darstellt: entweder ist man nicht fähig zu denken oder man beginnt zu denken und kann „Denken“ nicht länger aufhalten (Darren Aronofskys *Pi* [1998]...).

*Postskriptum:*

Jesus: „Es steht geschrieben [zitiert nach dem Deuteronomium 8:3]: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein ...“ (Matthäus 4:4) – er lebt auch vom Stoff zum Nachdenken (*food for thought*) ... Daher kann der Mensch auch durch mehr als nur Durch Verzicht auf Nahrung in einen Streik treten. Bezeichnenderweise zieht die große Mehrheit der Menschen niemals einen Gedankenstreik in Betracht, sondern höchstens einen Hungerstreik, wie der gedankenlose Saddam Hussein. Nur solche äußerst seltenen Persönlichkeiten, die wirklich denken, wären in der Lage in einen Gedankenstreik zu treten. Wäre Riäd al-Turk ein Denker, würde ich möglicherweise seinen Versuch, im Gefängnis nicht zu denken als einen Gedankenstreik betrachten. Und nur solche, häufiger anzutreffende, doch noch immer nur wenige Kreative können in einen Kunststreik treten – einer, der nicht gleich wieder für eine Performance gehalten wird und folglich nur mehr ein weiteres Kunstwerk darstellen würde. Ein Mensch, der im Hungerstreik ist, kann es nur eine bestimmte Zeit ohne Nahrung aushalten. Wie lange kann es ein Denker ohne Denken in einem Gedankenstreik aushalten? Während des letzten israelischen Angriffs auf den Libanon begann ich am 24. Juli 2006 einen Gedankenstreik und beendetete ihn am 15. August 2006. Wie viele haben davon berichtet, oder ihn überhaupt bemerkt?

Jalal Toufic, *Undeserving Lebanon* (2007). Zum Herunterladen erhältlich als PDF-Dokument unter: http://www.jalaltoufic.com/publications.htm), S. 23-27.

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

Übersetzung aus dem Englischen

© 2006, Minor Art: Conceptual Posters and Book Covers

# DER HISTORIKER DES ZWEIFELS

## 5

Vincent Labaume  
Clichy, Frankreich

*Es wurden keine mit Ihrer Suchanfrage – „Ich habe nicht die geringste Vorstellung von der Zukunft“ – übereinstimmenden Dokumente gefunden.*

Google, 3. Februar 2008

Übersetzung aus dem Französischen

**W**ie kommt es, dass ich noch immer auf dieser Erde bin? Wo ist jene Kürze des Lebens, welche die Dichter mit Bitterkeit besangen? Ich sehe seit geraumer Zeit nur einen langen, nicht endenden Tunnel, in dem sich die Dinge wiederholen, unveränderlich, wie der Autoverkehr, trotz des Treibstoffmangels, der ihn bedroht. Die einzigen Gegebenheiten, die sich in dieser erstarrten Welt verändern, sind dies nicht die Daten vom Auftauchen des Lebens, die sich immer weiter nach hinten verlagern, in dem Maße, wie die Forscher im Inneren der südlichen Steine vorankommen? Ach ihr dummen und präntösen Stromatolithen! Sobald sich unsere eigene individuelle Lebensspur glücklicherweise verliert, kaum dass wir die Schwelle unserer Behausung überschritten haben, bewahren sie unnötigerweise die Erinnerung an ihre Entstehung vor zwei Milliarden Jahren. Sie entsprechen ganz dem Bild dieses sinnlosen Verkehrs, der unser absurder Kosmos ist. Dieser Horizont von denkwürdigen Steinen lässt mich erschauern. Wozu dieses Blabla, das vorgibt seinen Nächsten in Atem zu halten, wenn die Fortsetzung unseres Lebens ganz in dem Fossil liegt, das wir zurücklassen. Weshalb beharren wir nur darauf, verführen oder etwas lehren zu wollen?

Heute morgen hörte ich im Radio eine Stimme, die mir einst sehr vertraut war. Sie könnte aus einem Stein oder einem Knochen kommen, denn ihre Worte richteten sich ebenso sehr an

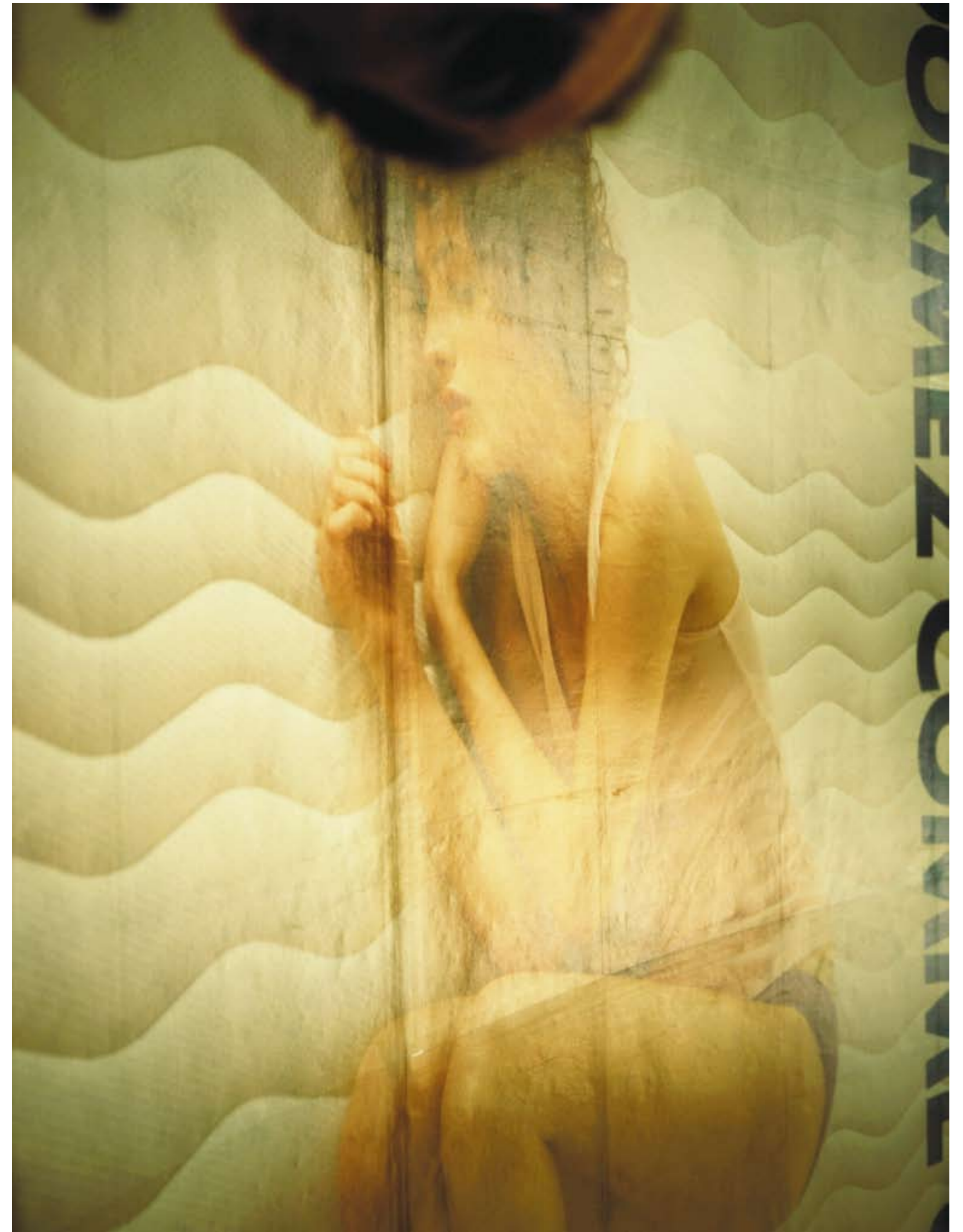
mich wie an die Forscher der tausend zukünftigen Jahre. Aber ihr besonderes Timbre erinnerte mich an jene Gespräche ohne besonderes Thema, die uns einst, am Abend unserer Jugend, beschäftigten. Die Worte waren zu jener Zeit nicht so zahlreich und wir konnten während bestimmter Gespräche auch gänzlich ohne sie auskommen, wenn einfache Geräusche mit der Zunge ausreichten, um unseren Dialog zu beleben. Generell betrachtet verwendeten wir kaum mehr als ein Zehntel unseres Wortschatzes, der sich definitiv im Wesentlichen auf Präpositionen und Konjunktionen beschränkte, die zu unserer großen Entzückung wie flache Steine auf die Oberfläche unseres undurchdringlichen Nichtwissens sprangen und abprallten. Ich erinnere mich an eine Nacht, die wir zur Gänze damit verbrachten, mit auszugehen, um dorthin zu gehen, und dann von nach, dann nach vom, unter anderem, um dann in einem offenkundigen ohne zu landen, Worte aus dem Nichts und unendlich viel leere Luft artikulierend... Die Präpositionen jener Zeit blieben mir klar im Gedächtnis, während ich mich so gut wie gar nicht an Ergänzungen, Verben, oder Subjekte erinnere, die jene Präpositionen in meinen späteren Jahren überladen haben, als der Ehrgeiz zu lehren und zu verführen meine Worte und Gedanken leichtsinnigerweise antrieb.

Zu jener Zeit strebte ich danach, meinen Wortschatz zu erweitern und meine Sprache zu schleifen, wie einen glänzenden Schmuckanhänger, den man

bewegt, um die Naiven und Verwirrten zu locken. Mein Hirn glaubte sich durch die Sprache mit der Menge verbunden. Zwischen Leere und Hellsehen, warf ich den Zusehern, die geblendet von meinem strahlenden Wirken waren, Stenzen des Chaos vor, ich zerriss die blutenden Riffe der Finsternis, ich stieß das Rumoren des Donners durch wilde Pfeifen aus... *Skandinavische Saga!* Nach dem Chaos rief die Rückkehr der Meister auch nach der Rückkehr der Schlagstöcke! Und ich wurde gründlich ausgepeitscht! Die wahrheitsgetreue Geschichte dieses neuen Jahrhunderts, wird sie, so wie immer, die Geschichte der verborgenen Meister sein?

Die alten Worte, in epileptischem Widerhall, rinnen von nun an wie Sand durch meine Hände. Nicht weit von mir gibt es nun ein armseliges Wesen mit verarmter Sprache, das für mich Halt ist, eine Art Anzeiger, der meine undeutlichen Aussagen kalibrieren kann. Ich beneide den engen Ausdruck seiner unbestimmten Gedanken. Wenn ein Drang mich fortreißt, mich mit Worten in die Welt zu stürzen, so konzentriere ich mich auf seine verstümmelten Formulierungen und bediene mich des monotonen Flusses, der Flughafenansagen gleicht. Ich sage ein Wort, und sogleich stürzt sich die klaffende Welt darauf und absorbiert es. Und meine unscheinbare Person bleibt außerhalb von all dem, außerhalb dieser düsteren Verschlingung meines Wortes in dieser Welt.

Fortsetzung folgt...



Jean-Luc Moulène, *Dormir, Paris, 7. Juli 2007*

# ÜBERSETZEN TEIL 2

## Ein Gespräch zwischen Babak Afrassiabi, Nasrin Tabatabai (Pages) und Fatemeh Valiani\*

Der erste Teil dieses Gesprächs ist im *Museion Journal 03* erschienen.

**Pages:** In den letzten zehn Jahren hat die Zahl neu ins Persische übernommener Wörter stark zugenommen. Damit haben sicher Übersetzungen etwas zu tun. Die Übersetzung und Einführung neuer Terminologien führt auch zur Übernahme neuer Konzepte. Diese sind nicht immer auf neue und unterschiedliche Zusammenhänge anwendbar und können, wenn sie in einen anderen Kontext verpflanzt werden, eine Umdeutung erfahren, was an sich schon einen Übersetzungsvorgang darstellt. Welchen Einfluss hat das alles auf das Persische, den intellektuellen, in Farsi geführten Diskurs und die Arbeit von Übersetzern im Iran?

**Fatemeh Valiani:** Es wurden auch schon vorher neue Wörter geschaffen und im Persischen eingeführt, nicht erst in den letzten zehn Jahren. Selbstverständlich macht sich das Fehlen korrekter und passender Begriffe im Akt des Übersetzens besonders bemerkbar. Es ist Aufgabe des Übersetzers, diesen Mangel sichtbar zu machen und zu versuchen, ihn durch die Prägung neuer Ausdrücke zu überwinden. Meiner Meinung nach liegt genau darin der Unterschied zwischen Übersetzen und der bloßen Wiedergabe eines Diskurses in einer anderen Sprache. Was wissenschaftliche und intellektuelle Begriffe angeht, ist die persische Sprache sehr benachteiligt. Sicher kann die Einführung neuer Begriffe Instrumente bieten, die für die intellektuelle Diskursproduktion unverzichtbar erscheinen. Auch die Arbeit des Übersetzers wird dadurch einfacher. Aber ein Wort ist mehr als die Summe gesetzter Buchstaben: es ist ein Signifikant, es bezeichnet eine Perspektive, einen Gesichtspunkt, eine Art, die Welt wahrzunehmen und zu verstehen. Anders gesagt steht hinter jedem Wort ein Konzept oder eine syntaktische Struktur. Im Englischen oder Persischen sagt man zum Beispiel, um sein Bedauern über die Abwesenheit einer Person auszudrücken: „I miss you.“ Im Französischen hingegen wird das Du zum Subjekt des Satzes und man sagt: „Tu me manques.“ Ein anderes Beispiel ist das französische Wort „l'autre“, was wörtlich „der, die oder das andere“ bedeutet. Im Französischen kann man einen Freund oder eine Freundin damit meinen. In dem Satz „L'autre est venu a mon bureau aujourd'hui“ bezeichnet „l'autre“ den Partner oder die Partnerin. Die wörtliche englische Übersetzung „The other came to my office today“ ergibt schlichtweg keinen Sinn. Dieses Problem stellt sich zum Beispiel in der persischen Übersetzung von Roland Barthes' „Fragments d'un discours amoureux“.

Erfassen und übernehmen wir, wenn wir neue Begriffe einführen, damit auch in jedem Fall die Vorstellungen dahinter? Sieht man sich etwa Übersetzungen aus frühislamischer Zeit an, zeigt sich, dass die Übersetzer nicht um jeden Preis neue Wörter geprägt, sondern sich statt dessen darauf konzentriert haben, die Vorstellungen dahinter einzuführen und zu übernehmen. So wurde beispielsweise das griechische Wort „philosophos“ als „falsafeh“ (eine arabische Angleichung des ursprünglichen griechischen Worts) wiedergegeben, wobei der Begriff durch eine Reihe verwandter Wörter wie das Verb „falsafa“ und das Substantiv „filsouf“ (Philosoph) sowie durch das Verb „tafalsof“ (philosophieren) abgestützt wurde. Das griechische „logos“ fand in „notgh“ seine Entsprechung, das wiederum zur Grundlage von „mantegh“, Logik, wurde. Ein anderes interessantes Beispiel ist das Wort „jadal“ für den aristotelischen Begriff „Topos“. Die Frage ist freilich, ob wir die persischen Entsprechungen für fremde Begriffe in unsere Sprache integrieren können. Nehmen wir zum Beispiel die Begriffe „Diskurs“, „Subjekt“ und „Objekt“, wie sie im Kontext der sogenannten postmodernen Philosophie (nicht im traditionellen Gebrauch) vorkommen. Wenn wir für den Begriff „Diskurs“ ein Wort wie „gofteman“ verwenden (das mir überhaupt nicht gefällt), was machen wir dann mit dem von „Diskurs“ abgeleiteten „diskursiv“? Lustig ist, zu verfolgen, wie zum Beispiel viele junge Übersetzer in Ermangelung entsprechender Begriffe für „Subjekt“ und „Objekt“ im postmodernen Sinn am ursprünglichen Fremdwort für „Objekt“ festhalten, weil sie es für unübersetzbar halten – und das auch in Sätzen wie „There is an object on the table“ tun, in denen das Wort „object“ einfach „Ding“ bedeutet und keinerlei philosophische Konnotation hat. Alles in allem liegt für mich also die Herausforderung weniger in der Prägung neuer Begriffe als darin, damit die Konzepte dahinter zu erfassen und zu vermitteln.

**P:** Eignet man sich etwas Fremdes an, integriert man es nicht nur in sein Leben. Man erweitert dadurch auch den Raum seiner Lebenspraxis. Auch Übersetzungen eröffnen neue Räume. Im Fall des Iran können, wie wir gesehen haben, viele Dinge, die man nicht frei aussprechen kann, durch Übersetzungen gesagt werden, vor allem durch Übersetzungen kritischer oder politischer Texte. Insofern lassen sich Übersetzungen als Räume der Kritik und Produktion durch die Sprache anderer bezeichnen.

**F. V.:** Das stimmt. In gewisser Weise sind Übersetzungen Räume der Kritik. Interessant ist, dass Fremdsprachen immer Überschreitungen zulassen. In einer Fremdsprache kann man Worte in den Mund nehmen, die man sich in seiner eigenen Sprache nie aussprechen gestatten würde. Derselben Logik entsprechend lässt sich vielleicht durch Übersetzungen – oder durch die Sprache anderer, wie ihr gesagt habt – über Themen sprechen, welche die eigene Kultur unterdrückt. Ich denke, dass man Übersetzungen als Raum der Befreiung von historischen Zwängen bezeichnen kann, wobei Geschichte hier mehr als nur die aktuelle Politik meint.

Ich glaube, dass im Fall von Gesellschaften wie der des Iran, Übersetzungen paradoxerweise aufgrund ihres negativen Charakters positiv und produktiv sein können. Noch mehr denn als Raum des Dialogs, des Verhandels und des Verstehens stellen sich Übersetzungen als etwas dar, was auf Abwesenheiten, Lücken, Risse und Abgründe verweist. Das kann Übersetzungen zu etwas gleichermaßen Subversivem wie Produktivem machen.

**P:** Woran arbeitest du zurzeit? Vielleicht kannst du etwas dazu sagen, warum du dir diesen bestimmten Text ausgesucht hast, was dich daran interessiert und was deiner Meinung nach daran für iranische Leser nützlich sein könnte.

**F. V.:** Ich habe gerade die Übersetzung des längeren Aufsatzes „Cogito et histoire de la folie“ von Jacques Derrida abgeschlossen, der sich, wie der Titel verrät, mit Michel Foucaults berühmtem Werk „Histoire de la folie“ (dt. „Wahnsinn und Gesellschaft“) beschäftigt. Der Aufsatz wird in einem Buch erscheinen, das auch die Übersetzung von Foucaults Antwort darauf enthält, die einige Jahre später als Anhang seines Werks veröffentlicht wurde. Da ich bereits „Histoire de la folie“ übersetzt hatte, fand ich es interessant, mich damit auseinanderzusetzen, wie ein anderer französischer Philosoph das Werk kritisiert hat und wie zwei Philosophen, die für ihre Kritik der Metaphysik und der klassischen westlichen Philosophie berüchtigt sind, diese gleichzeitig schätzen und als Quelle ihres Denkens anerkennen. Mir ging es also weniger darum, was sie sagen, als darum, wie sie es sagen. Ich denke, dass die kritische Sicht und das Verständnis der Vergangenheit, der Philosophie von Descartes, für iranische Leser und vor allem für junge Menschen aufschlussreich sein können.

Außerdem könnte man die Arbeiten von Philosophen wie Derrida in gewisser Weise als Werke bezeichnen, in denen sich die gesamte Philosophie der Moderne verdichtet, und iranischen Lesern können solche Werke als eine Art Spiegel dienen, in dem sich die Lücken zeigen, die ich angesprochen habe. Natürlich macht das diese Werke auch sehr schwer übersetzbar, ja manchmal unübersetzbar. Aber das kann für einen Übersetzer eine zusätzliche Motivation sein: die Grenzen seiner Arbeit kennenzulernen. Ihr seht jedenfalls, dass ich mich mit meiner Arbeit genau in dem Bereich bewege, den ich so heftig kritisiere!

*Das Gespräch wurde im Januar 2008 per E-Mail geführt.*

\* Fatemeh Valiani ist eine in Teheran lebende Übersetzerin. Sie hat verschiedene philosophische und sozialwissenschaftliche Texte ins Persische übersetzt, unter anderem: *La lumière vient de l'Occident*, Daryush Shayegan, 2001. *Histoire de la folie*, Michel Foucault, 2002 (2003 mit dem Preis für die beste Übersetzung eines philosophischen Werks ausgezeichnet). *Hannah Arendt*, David Watson, 2006. In Vorbereitung: *Cogito et histoire de la folie*. Gesammelte Aufsätze von Jacques Derrida und Michel Foucault. *Naissance de la clinique*, Michel Foucault.

Aus dem Projekt *Eventual Spaces*  
(Mögliche Räume)

**Nasrin Tabatabai &  
Babak Afrassiabi (Pages)**

**www.pagesmagazine.net**  
**Rotterdam**  
**Teheran**

*Übersetzung aus dem Englischen*

Seite 12/13, Sandra Boeschstein

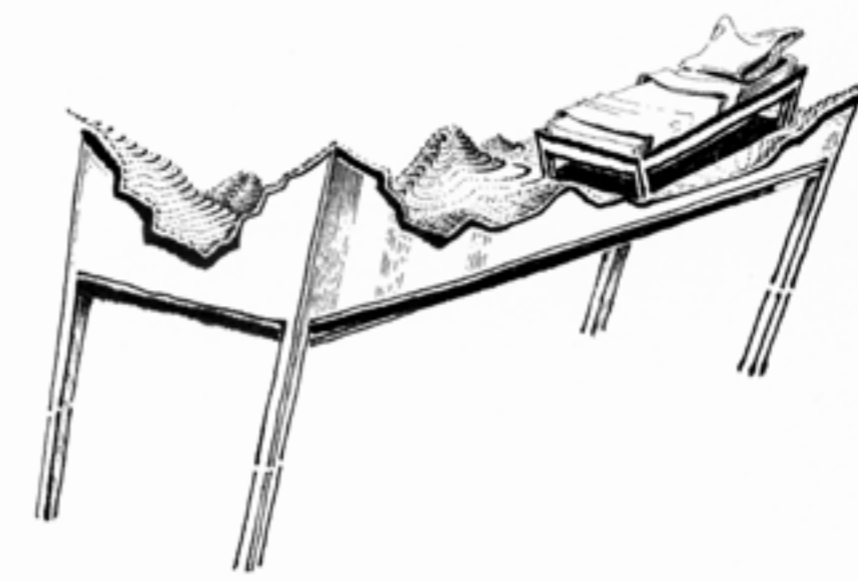
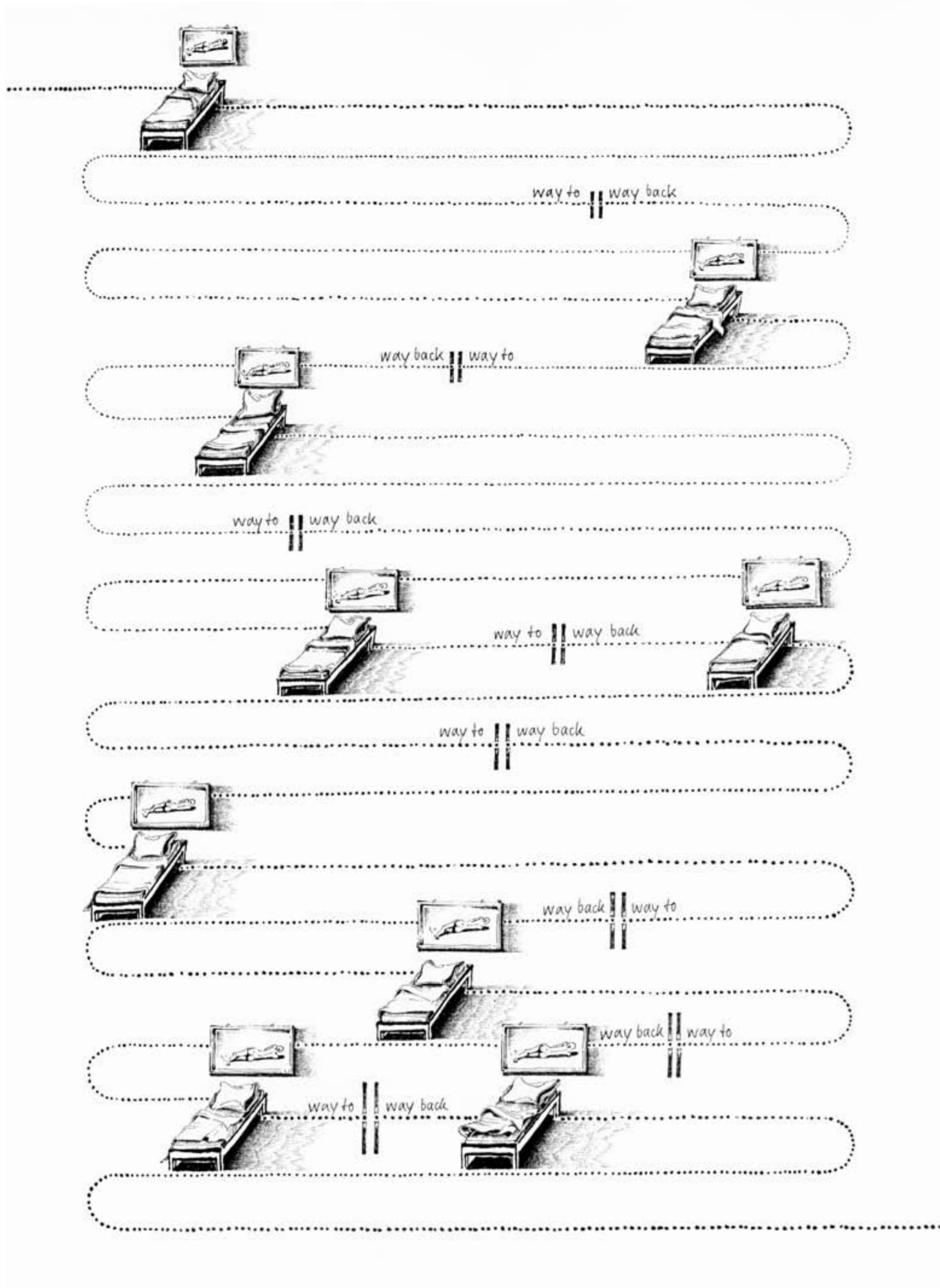
Linke Seite:

Hinweg / Rückweg

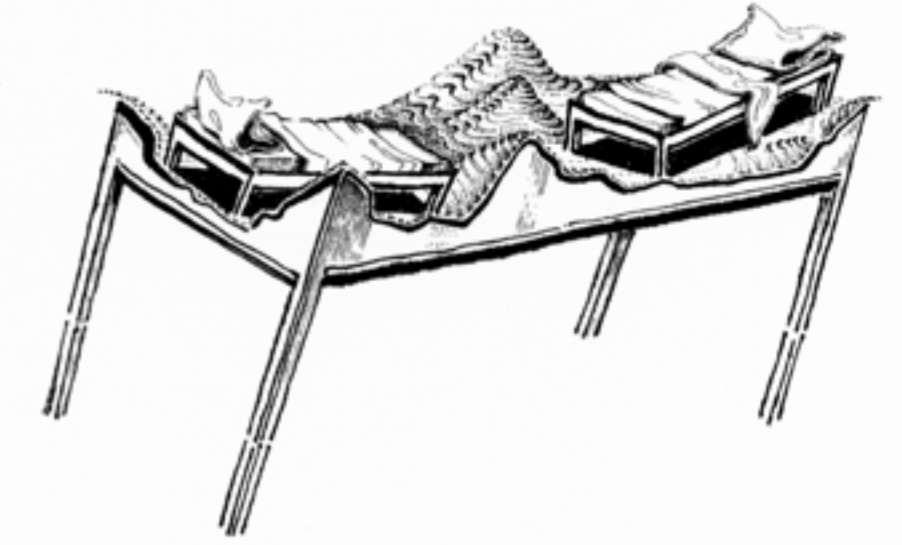
Rechte Seite:

*seit wann gibt es Rückwege / seit wann gibt es Hinwege  
alles Rückwege vor dem Höhepunkt / alles Schneefallgrenzen  
gibt es Rückwege im Leben des Bockes*

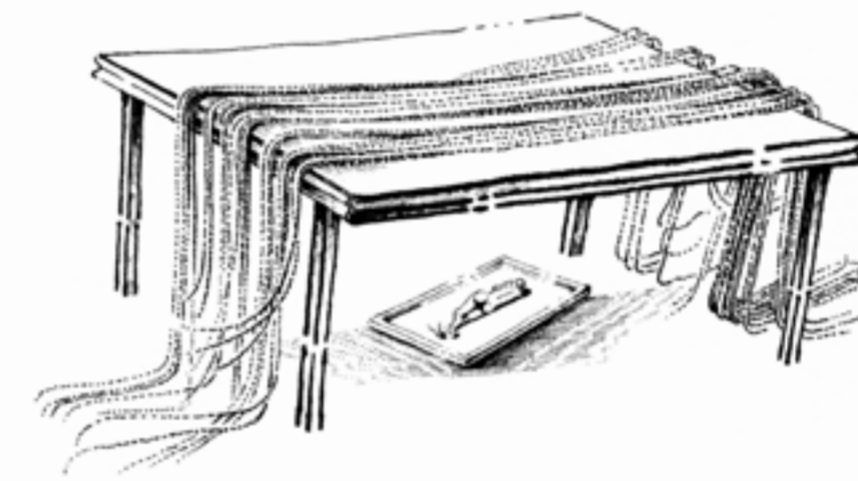
2008, Tusche auf Papier



since when have there been ways back



since when have there been ways to



all ways back before climax



all snow lines



are there ways back in the life of a buck



# IM WEISSEN HAUS

Fabrizio Gallanti  
Mailand

Übersetzung aus dem Italienischen

Um ins Weiße Haus eingelassen zu werden, unterliegt man ganz speziellen Prozeduren, die von der Nationalität des Antragsstellers abhängen. Die Reglementierung der Zutrittsmodalitäten zum Gebäude ist Teil der verschiedenen Sicherheitsmaßnahmen, die nach dem 11. September 2001 eingeführt wurden und die das urbane Gefüge in Washington spürbar verändert haben. Wer die amerikanische Staatsbürgerschaft besitzt, muss eine touristische Führung mindestens sechs Monate vorher beantragen und sich an einen Abgeordneten oder Senator wenden, der als Vermittler fungiert und gewöhnlich der Vertreter des eigenen Wahlbezirks ist. Wer nicht amerikanischer Staatsbürger ist, muss sich an die eigene Botschaft in Washington wenden und eine endlose Wartezeit in Kauf nehmen. Es ist aber auch möglich, die Genehmigung für den Zutritt über einige privilegierte diplomatische Kanäle zu erhalten, wie es die zahlreichen internationalen Organisationen sind, die in der Hauptstadt ihren Sitz haben. Nur noch drei Tage bis zu unserem Eintritt, wir sind drei Ausländer und ein US-Amerikaner. Um 7.45 Uhr am Morgen müssen wir uns an einem der Zugänge zum Park, der das Weiße Haus umgibt, einfinden. Die Angaben sind ungenau: das Portal Süd-West, es verfügt über keine Hausnummer und keine Straßenangabe. Auf dem Weg in Richtung Weißes Haus überquere ich einen Parkplatzbereich, der von mobilen Mauern aus Beton ähnlich jenen zur Trennung des Straßenverkehrs gesäumt ist; hier wird klar, dass man am Ziel ist, denn vor dem umlaufenden Eisengitter und dem Gartentor befinden sich eine Tafel mit einer Abbildung des Gebäudes und Absperrungen, die verwendet werden könnten, um den Zutritt zu regeln. Auf dem Platz vor dem Tor steht ein Wärter mit einer Mappe aus Lederimitat in der Hand, er schreitet hin und her, um

der stechenden Kälte zu widerstehen. Der Himmel ist weiß, es fallen einzelne Schneeflocken. Zwischen die Betonplatten des Parkplatzes sind Bäume gepflanzt, ganz flink springen über ihre dürren Stämme graue Eichkätzchen hinauf und hinunter. Der Wächter trägt braune Hosen und ein kurzes Jackett aus einem synthetischen Stoff mit aufgenähten Wappen. Auf dem Kopf ein Hut mit breiter Krempe. Irgendwie schaut er wie ein Forstaufseher aus, jedenfalls habe ich ein solches Bild im Kopf, seit ich als Kind den Comic-Film über den Bären Yogi gesehen habe. Vielleicht kommt dieses Bild aber auch nur von dem unaufhörlichen Tanz, den die Eichhörnchen inszenieren. Der Wärter, ein überaus freundlicher, bestätigt uns, dass es sich um den Eingang handelt und fragt uns nach der angegebenen Uhrzeit: 7.45. Wir sind fünf Minuten früher dort. Der Wärter bemerkt, dass eine von uns eine kleine Damentasche mit Trageriemen dabei hat, und informiert uns, dass es keine Garderobe gibt und es nicht erlaubt ist, sie in das Gebäude mitzunehmen. Er rät uns, sie in einer Bar oder in einem Hotel zu deponieren. Und er fügt hinzu, dass es besser wäre, die Tasche nicht auf dem Vorplatz (vielleicht an einen Ast gehängt, geht mir durch den Sinn?) abzulegen, denn der Bereich werde in regelmäßigen Abständen von für die Sicherheit zuständigen Spezialeinheiten kontrolliert und dabei würde sie, falls sie dort aufgefunden würde, zur Explosion gebracht werden (dieselbe Ankündigung wird auch in den französischen Flughäfen mit Nachdruck verbreitet – tatsächlich habe ich eine Szene miterlebt, in der eine Spezialeinheit in einem Flughafen in Südfrankreich einen Koffer voller Wäschestücke in die Luft gesprengt hat). Er warnt uns zudem, dass wir uns wegen einer Verspätung im Verhältnis zum Zeitplan keine Sorgen machen sollten, zumal die Angabe einer Uhrzeit zum Zeitpunkt der Vormerkung, wie wir auch

von anderen Besuchern erfahren haben, nur eine allgemeine und unverbindliche ist, denn die Logik für den Zutritt, so wird uns erklärt, laute „first arrived, first served“. In der nahe gelegenen Bar des Hotels Marriott erklärt sich das überaus freundliche Personal bereit, die Tasche aufzubewahren, eine Praxis, die offenbar recht häufig vorkommt. Allerdings werden wir freundlichst darum gebeten, den Inhalt vorzuzeigen. Das Hotel verfügt im Unterschied zu den Eingängen bei den meisten öffentlichen Gebäuden und der Bundesmuseen über keinen Metalldetektor und kein Röntgengerät. Dagegen wird uns erlaubt, die Handys mitzunehmen, allerdings bleiben diese ohne jeden Empfang, was auch auf andere Bereiche der Stadt zutrifft, wo spezielle elektronische Einrichtungen aus Sicherheitsgründen die Sendefrequenzen stören (beispielsweise in der Nähe zu einem eingezäunten Areal der Marine, auf dem sich die Residenz des Vizepräsidenten befindet). Nachdem man den Forstaufseher hinter sich hat (der vielleicht wirklich von einer für die Parks zuständigen bundesstaatlichen Einheit abgezogen wurde, denn die Rangordnung der Gerichte und öffentlichen Behörden in den USA ist eine ziemlich kleinliche), muss man einem Herrn in Zivil seinen Pass aushändigen. Er trägt einen langen blauen Mantel und eine weit ins Gesicht gezogene Mütze aus dunkler Wolle, am Kinn trägt er einen kleinen grauen Spitzbart (das erinnert mich an General Custer, und mir geht es durch den Kopf, warum man in den USA immer Situationen erlebt, die einen an Bilder aus alten Zeiten erinnern). Unsere Namen stehen nicht auf der Sonderliste des diplomatischen Dienstes, die General Custer in Händen hält. Neben den Pässen können wir – zum Glück – auch noch die Kopie von einem Fax des State Department (vergleichbar dem Außenministerium) vorweisen, das die genauen Daten für unseren

Besuch bestätigt. General Custer teilt uns mit, dass er nachprüfen müsse und er entfernt sich vom Eingang über den Gehweg in Richtung Park. Wir bleiben mit dem Wächter draußen am Vorplatz. Nach kurzer Zeit taucht aus dem Park ein weiterer Herr auf und bezieht vor dem Eingang Stellung. Er ist elegant gekleidet, trägt einen violettfarbenen leichten Trenchcoat und eine blaue Krawatte, die sich vom weißen Hemd abhebt. Er ist Afroamerikaner (während ich das schreibe, fällt mir auf, dass diese in Englisch auch politisch korrekte Bezeichnung in Italienisch [und in Deutsch/der Übersetzer] etwas merkwürdig klingt), kahl geschoren und ziemlich riesenhaft. Aus seinem rechten Ohr kommt ein spiralförmig gedrehter Elektrokabel, der in einer Tasche des Regenmantels verschwindet. Ich denke an die CIA und den Secret Service, der sich um die Sicherheit der öffentlichen Personen kümmert, der Herr hat aber keine dunklen Brillen. Während wir darauf warten zur touristischen Führung zugelassen zu werden, betreten andere Personen durch ein kleines Tor den Garten des Weißes Hauses. Darunter junge Mädchen, elegant gekleidet aber zu leicht angesichts der Kälte, Schuhe mit hohen Absätzen und dunklen Röcken, keine Handschuhe und Hüte. Sie schreiten geschwind über den Vorplatz, wohl um rasch an einen beheizten Ort zu gelangen. Ich denke, es könnten Schauspieler sein. Andere sind männliche Militärs, auch sie jung und in Uniformen in verschiedenen Farben und Arten, meist auf der Brust mit zahlreichen Auszeichnungen versehen, sie tragen keine Mäntel und nähern sich mit langsamerem Schritt, möglicherweise gilt hier ein spezieller Verhaltenskodex, durch den sie mit den anderen Personen auf dem Vorplatz zu kommunizieren. Das erinnert mich an Ronald Reagan, der in den achtziger Jahren während der Verhandlungen mit Gorbatschow in Island stets ohne Mantel erschien,

um jünger zu wirken – weil der Kälte gegenüber unempfindlicher. Ich denke deshalb, dass es zwischen dem gigantischen Geheimagenten in seinem frühlingshaften Regenmantel und den Militärs, die salutieren, wenn sie durch das kleine Seitentor eintreten, einen verdeckten Kode, eine Art männliches Herdenritual gibt, bei dem verliert, wer verrät, unter der Kälte zu leiden. Während ich einfriere, trotz Daunenwindjacke und Wollmütze, fällt mir ein, dass ich zwei Tage zuvor auf dem Rasen vor dem Air und Space Museum einen Jugendlichen in einem T-Shirt, in kurzen Hosen und Sandalen mit Zehenriemen beobachtet hatte. Man sagt mir, dass für Leute aus bestimmten Landesteilen die Temperatur in Washington – so um null Grad – in etwa gleichwertig ist wie für mich der Frühling. Und zuletzt fällt mir im Fernsehen auf, dass in den Berichten aus Ohio, Wisconsin und Utah die Kandidaten der amerikanischen Vorwahlen auf den eisbedeckten Straßen ohne Über- und Kopfbekleidung unterwegs sind, während ihre Begleiter vielfach eingehüllt sind wie in Sibirien. Nachdem die Gedanken der Vier viel zu steif gefroren sind, um erzählt zu werden, und sich jeder von uns zusammenkauert, um sich vor dem Wind zu schützen, kehrt General Custer zurück und heißt uns einzutreten. Nachdem wir das Gitter passiert haben, schreiten wir über eine Metallrampe, die zu einem kleinen Gebäude aus Fertigteilen in Kunststoff führt. Darin befinden sich nur die üblichen Kontrollgeräte wie in den Flughäfen oder Museen der Stadt. Die Beamten hier wirken eher hastig und gleichgültig. Tatsächlich ist es auch gar nicht notwendig uns zu erklären, was wir zu tun haben. Wir sammeln Gürtel, Münzen und Handys ein, legen sie zusammen mit den Jacken in einen Plastikbehälter, schieben diesen über die Metallrollen in den Schlund der Maschine und schreiten durch das Portal. Wir verlassen das Gebäude, eine Reihe von Tafeln zeigt den Weg an,

wir beeilen uns und hoffen, uns nach der Wartezeit aufzuwärmen. Wir erreichen eine Glastür. Vor Eile haben wir gar nicht bemerkt, dass es sich um den Eingang zum Weißen Haus handelt. Wir betreten einen breiten Gang, der mit einem hellen ockerfarbenen Stein verkleidet ist. An den Wänden zeigen Fotos Szenen aus dem Alltag: die Familie Bush beim Grillen, die Clintons beim Abendessen, irgendein ausländischer Besuch. Dann eine Sammlung der Weihnachtsgrüße des Präsidenten, jeder einzeln gerahmt. Einzelne Portraits in Öl auf Leinwand von Präsidenten samt First Ladies. Schaukästen aus Kristall mit Andenken. Die Sammlung von vermischten Objekten bildet den Inhalt des Visitor Center Buildings, ein kleiner Gebäudekörper, der an das Erdgeschoss angefügt wurde. Wenige Personen halten sich hier auf, jede mit einem Besucherplan in Händen, der vom Forstaufseher am Eingang verteilt wurde und in dem der Zweck und die Geschichte der einzelnen Räume beschrieben sind, jedenfalls derjenigen, die besucht werden können, acht insgesamt, die sich im Erdgeschoss und im ersten Stock befinden. Es stehen auch zahlreiche regungslose Personen herum, alle mit einem Regenmantel und einem Kabel im Ohr. Im Erdgeschoss darf man die Räume nicht betreten (die Bibliothek, den Vermeil Room, den China Room), nur neugierig durch die Türen starren, ohne jedoch ein rotes samtenes Band zwischen zwei Hacken zu überschreiten. Im Obergeschoss darf man etwas größere Empfangsräume betreten (den East Room, der für Feierlichkeiten benutzt wird; den Blue Room mit demselben ovalen Grundriss wie der darüber liegende, viel bekanntere Raum; der Red Room und der State Dining Room). Die Einrichtung ist nüchtern, geradezu puritanisch, vor allem wenn man es mit den Wohnverhältnissen der wohlhabenden Kreise in Europa vergleicht. In jedem Saal lenkt eine

lange Kordel aus Samt, von Holzpfosten getragen, die Besucher und verhindert, dass sie sich frei bewegen können. Jenseits dieser Barriere, aufrecht stehend, ein Geheimagent, der alles beobachtet und bereitwillig Auskunft gibt, wer Informationen etwa über den Stil eines Lüsters oder die in einem Bild dargestellte Landschaft wünscht. Wenig später befinden wir uns bereits im Atrium des Eingangs, das auf der Ebene der Pennsylvania Avenue liegt (das Weiße Haus wurde nämlich auf einem abschüssigen Gelände errichtet). An einer Seitenwand hängt ein riesiges Portrait von Bill Clinton, der in Wirklichkeit William Jefferson Clinton heißt. Wir verlassen das Gebäude durch den ionischen Säulengang, der das Gebälk der Hauptfassade trägt. Auf dem Weg zum Ausgang kommen wir an einem weiß gestrichenen Wächterhaus aus Holz und Glas vorbei. Die Tür ist angelehnt, ein Soldat in Militäruniform und einem Kevlar-Helm davor. Er spricht – ziemlich entspannt – in ein Mobiltelefon. Neben seinem rechten Schnüerstiefel bemerke ich einen kleinen roten Fleck, der auf dem Asphalt zittert. Ich begreife, dass er vom Lasersucher des Maschinengewehrs herrührt, das er geschultert hat. Ganz im Augenwinkel bemerke ich, dass am Gürtel eine Revolvertasche mit einer Pistole, ein Dolch und mehrere Granaten hängen, während an der anderen Schulter eine schwarze Maschinenpistole pendelt.



### **When Communicating to Constituents**

Be clear, direct and honest. If possible, be reassuring.  
Remember that you may be dealing with people who are very anxious and afraid.